

bis zum Zweiten Weltkrieg zusammengefaßt; zwei weitere gesonderte Tabellen geben dann die Übersicht der deutschen Literatur in der BRD und in der DDR wieder. Diese Teilung scheint nur eine zwecklose Konzession den „politischen Realitäten“ unserer Gegenwart gegenüber zu sein. Eine selbständige synoptische Tabelle ist auch der Übersicht der sorbischen Literatur gewidmet.

Die Eingliederung der sorbischen Schriftsteller in das Lexikon der deutschsprachigen Schriftsteller ruft zweifellos Verwunderung hervor. Die Redaktion des Lexikons argumentiert im wesentlichen pragmatisch: die Ausgabe eines eigenen sorbischen Schriftstellerlexikons kommt (in der ČSSR) aus kommerziell-verlegerischen Gründen nicht in Betracht; seine Verbindung mit einem tschechischen oder polnischen Lexikon würde zwar der sprachlichen Verwandtschaft Genüge tun, jedoch vom Standpunkt des kulturhistorischen Kontextes wäre sie noch künstlicher und problematischer als eine Verbindung mit dem deutschen Schriftstellerlexikon. Die Mehrzahl der sorbischen Schriftsteller war und ist auch heute zweisprachig (sorbisch-deutsch), so daß sie mit einem Teile ihres Werkes sowieso in die deutsche Literatur gehören. Wenn man die gemeinsamen historischen Schicksale der Sorben und der Deutschen (wenigstens in Sachsen und in Brandenburg) und das intensive Durchdringen der beiden Kulturen erwägt, kann man diese Abweichung von der sprachlich einheitlichen Auffassung der ganzen Lexikonreihe des Odeon-Verlags hinnehmen. Es scheint uns nichtsdestoweniger, daß es besser gewesen wäre, wenn die sorbischen Lexikonartikel nicht ohne weiteres unter den deutschen verstreut worden wären, sondern eher eine eigene Abteilung hinter dem Lexikon der deutschsprachigen Schriftsteller erhalten hätten.

Der „Slovník spisovatelů německého jazyka a spisovatelů lužickosrbšských“ stellt – ungeachtet mehrerer kleiner faktographischer, bzw. Druckfehler – ein außerordentlich wichtiges wissenschaftliches wie auch kulturpolitisches Unternehmen dar, welches die kulturelle Öffentlichkeit in der ČSSR auch ganz eindeutig positiv eingeschätzt hat: das Lexikon (in der Auflage von 7500 Exemplaren) war binnen weniger Tage vergriffen.

Prag

Jaromír Loužil

*Kaiser, Friedhelm Berthold / Stasiewski, Bernhard (Hrsg.): Deutscher Einfluß auf Bildung und Wissenschaft im östlichen Europa.*

Böhlau Verlag, Köln-Wien 1984, 221 S. (Studien zum Deutschtum im Osten 18).

Von der „Kommission für das Studium der Deutschen Geschichte und Kultur im Osten“ an der Universität Bonn wurden im Rahmen einer Ringvorlesung verschiedene Bereiche aus dem weiten Gebiet der deutschen Beziehungen zum slawischen Osteuropa herausgegriffen, wobei der Hauptakzent auf der Entwicklung der wissenschaftlichen und bildungspolitischen Kontakte während der Zarenzeit lag. Der inzwischen verstorbene Mitherausgeber, Friedhelm Berthold Kaiser, referierte über die Lehrinstitute, deren Aufgabe es war, die Methoden der klassischen Philologie im Russischen Reich heimisch zu machen. In beachtlichem Umfang setzte man – neben Baltendeutschen – auch österreichische Slawen, nachdem sie russische Sprachkenntnisse

erworben hatten, als Gymnasiallehrer für Altphilologie ein. Ein Russisches Philologisches Institut an der Universität Leipzig und ein Russisches Seminar für römisches Recht in Berlin dienten diesem Zweck bis in die neunziger Jahre. Das Erlernen der deutschen Sprache schien für die russischen Altphilologen auch aus politischen Gründen vorteilhafter als ein Studium im europäischen Westen: Man befand sich in einem Staat, der dem Russischen Reich verwandt schien, außerdem dürfte Leipzig infolge seiner Lage (in der Nähe der böhmischen Länder) als Studienplatz günstig gewesen sein. Das Berliner Institut hat überdies die Aufgabe, Dozenten für römisches Recht auszubilden, voll erfüllt.

Erik Amburger berichtet über die deutschen Schulen, den Ausbau des russischen Schulwesens in der 1703 neu errichteten Stadt St. Petersburg und über die Lehranstalten in den nach dem Nordischen Krieg von Schweden abgetretenen Provinzen Livland und Estland. Schulgeschichtlich sehr aufschlußreich erscheint die Schilderung des Schicksals der deutschen höheren Lehranstalten und ihres Personals, durchwegs namhafter Pädagogen, bis zum Kriegeausbruch 1914, besonders während der vorausgegangenen Phase der Russifizierung unter Zar Alexander III. Lothar Maier stellt die Beteiligung angesehener deutscher Gelehrter am Aufbau der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg dar, ein umfassendes Projekt Peters des Großen. Die Berufung nach Rußland bedeutete in vielen Fällen einen Vorteil für die Karriere junger Fachkräfte, obwohl sich ausländische Wissenschaftler in Rußland zuweilen in einem „Inseldasein“ befanden. Walter Heissig befaßt sich mit der Entwicklung der russischen Orientalistik, an der auch deutsche Gelehrte führenden Anteil hatten, ein Kapitel der Wissenschaftsgeschichte, das mit der Erforschung des asiatischen Raumes eng verbunden ist. Rußland war zu diesem Ausgreifen in den Osten gezwungen. Von einer bewußt von deutscher Seite ausgehenden Beteiligung kann, wie Heissig darlegt, nicht die Rede sein.

Die Geschichte einer Universität der Donaumonarchie behandelt Helmut Slapnicka in seinem Beitrag über die Teilung der Karl-Ferdinands-Universität Prag in eine deutsche und eine tschechische Universität 1882. Auf Grund umfassender Kenntnisse der durch die Teilungsgesetze geschaffenen Situation stellt der Grazer Rechtshistoriker nach Würdigung der Leistungen beider Universitäten fest, daß die Teilung auch verhängnisvolle Auswirkungen hatte. Sie trug dazu bei, beide Nationen einander zu entfremden. Der Kontakt zwischen der Intelligenzschicht beider Nationen ließ sicherlich nach, obwohl die Möglichkeit bestand, die Vorlesungen der anderssprachigen Universität zu besuchen. Emanuel Turczynskis Referat handelt von der Entwicklung der Universität Czernowitz und der Hermannstädter Rechtsakademie (in letzterer wurde 1870 das Ungarische als Vortrags- und Prüfungssprache eingeführt). Die Czernowitzer Francisco-Josephina, 1875 den vier bestehenden deutschen Universitäten Cisleithaniens an die Seite gestellt, genoß vor dem 1. Weltkrieg hohes Ansehen, und auf vielen Gebieten sind berühmte Gelehrte aus ihr hervorgegangen. Wenn man lediglich die Geschichtswissenschaft ins Auge faßt, so wären als ausgezeichnete Fachvertreter u. a. Johann Loserth und Raimund Friedrich Kaindl zu erwähnen und als Repräsentant der rumänischen Historiographie Jon Nistor.

Wolfgang Keßler bietet eine sehr eingehende Untersuchung zur Geschichte des deutschen Schulwesens in Jugoslawien (1918–1941). Er stellt die Entwicklung (in

einem Resümee) in vier Phasen zusammen; die vierte (1933/34–1940) brachte eine gewisse Konsolidierung, führte jedoch nicht zur vollen Schulautonomie für die deutsche Volksgruppe. Julius Krämer berichtet über die pädagogische und volksbildnerische Arbeit an der Heimvolkshochschule Dornfeld/Galizien, die von 1921 bis 1932 bestand und viel zum Gemeinschaftsbewußtsein der Deutschen in Galizien beigetragen hat.

Fürth

Harald Bachmann

*Wippermann, Wolfgang: Der ‚deutsche Drang nach Osten‘. Ideologie und Wirklichkeit eines politischen Schlagwortes.*

Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1981, 153 S. (Impulse der Forschung 35).

Das Schlagwort vom ‚deutschen Drang nach Osten‘ hat einen wechselvollen, vielleicht sogar ein wenig paradoxen Weg zurückgelegt: Ursprünglich von deutscher Seite geprägt, wurde es – mit umgekehrten Vorzeichen – von den Betroffenen, den Slawen, übernommen. Wippermann beschränkt seine Darstellung auf die Interpretation der mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung: Nicht immer war diese auch von deutscher Seite so positiv gesehen worden – manche Autoren der Aufklärung verglichen die Expansion des Deutschen Ordens sogar mit den spanischen Konquistadoren der ‚leyendra negra‘. Zwischen Herder und Hegel vollzog sich dann ein Umschwung in der öffentlichen Meinung Deutschlands. Auf der anderen Seite verwendete Palacký den Begriff noch nicht; hingegen taucht er 1851 bei dem slowakischen Publizisten L’udovit Štúr auf.

Die frühe sowjetische Historiographie (Pokrovskij) lehnte nationale Stereotypen dann ab, bereits in den dreißiger Jahren erfolgte jedoch der Umschlag zu einer patriotischen Sicht der Dinge, die schließlich in die Parallelisierung von Stalin und Alexander Newski mündete. Diese so unmarxistischen Wendungen und Windungen der russischen Geschichtsschreibung, ja auch, daß die DDR aus diplomatischen Rücksichten lange Zeit gezwungen war, an der „realhistorischen Existenz“ eines beklagenswerten „Dranges nach Osten“ festzuhalten, ja daß Sprachbilder, die auf derartige Vorstellungen zurückgehen, auch anderswo noch in Gebrauch sind – all das mag recht interessante Streiflichter auf die historiographische Situation werfen. Dennoch kann sich der Rezensent eines gewissen Unbehagens nicht erwehren, ob die Demolierung moribunder – und längst nur mehr unter Anführungszeichen zitierter – Klischeebilder des Historismus wirklich einen solchen Verschleiß an Gelehrsamkeit zu rechtfertigen imstande ist. Wer hat denn wirklich noch an einen „epochen- und klassentranszendenten“ deutschen ‚Drang nach Osten‘ geglaubt? Allenfalls politische Publizisten; und die werden sich auch von Wippermann keines besseren belehren lassen. Auf die Gefahr hin, einem weiteren Klischee anheim zu fallen, hätte man vielleicht doch lieber gewußt, wie es eigentlich gewesen ist, als wie es eigentlich gar nicht gewesen sein kann.

Wien

Lothar Höbelt